

Heinz Czechowski

Der Garten meines Vaters

Landschaften und Orte

Schriften 2

Grupello Verlag

Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter: www.grupello.de
Hier finden Sie Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. E-Mail: grupello@grupello.de

INHALT

Landschaft der Kindheit: Wilder Mann (1968)	7
Das Haus I (1981)	24
Das Haus II (1982)	25
Der Garten meines Vaters (1982)	27
Die Elbe bei Pieschen (1982)	29
Zwischen Dresden und Halle (1977)	37
Befragung (1969)	43
Halle (Saale), Gommergasse (1974)	47
Herr Neithardt geht durch die Stadt (1981)	50
Notizen zu Weimar (1974)	55
Radebeul, Oberlößnitz, Augustusweg 48: Haus Sorgenfrei (1973)	58
Bei uns zu Hause auf dem Lande (1978/1981)	76
Im verlorenen Paradies (1991)	81
Zákupy (1982)	88
Rückreise (1988)	89
Bahnhöfe (1965)	91
Rimsingen (1982)	96

1. Auflage 2003

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83
Druck: Müller, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-96-4

Von Paris nach Montmartre (1981)	100
Die Audienz. Ein Protokoll (1988)	136
Holländischer Abend (1987)	140
In Rom (1988)	142
Von Palästen und Hütten (1991)	144
Die versottete Revolution. Bukarest im Frühsommer 1992	152
On the Ferry (1992)	156
Mein italienischer Winter. Die Mole Antonelliana (1994)	160
Auf engstem Raume alles beieinander Eine Selbstbegegnung in Saarbrücken (1999)	164
Die Bockwindmühle in Brehna (1992)	176
Ambivalenzen Gedanken über Connewitz und anliegende Ortsteile (1992)	186
Mein Leipzig (1998)	189
Dunkler Tag. Dresden, 13. Februar 1990	194
Von Totenstuben und Schwibbögen Spaziergang auf historischen Friedhöfen in Dresden (1993)	197
Ludwig Richter Ein Sonntagskünstler des Kleinbürgertums (1999)	206
Dem Nichts einen Namen geben. Abschied von Dresden (1998)	218
Der Fluch des Pilatus (2003)	230
Quellen	237

LANDSCHAFT DER KINDHEIT: WILDER MANN (1968)

Stuttgart, einmal vom Zug aus gesehen, desgleichen Frankfurt, vorher das Altmühltal, der Neckar, Sonthofen, Regensburg, München. Oder Moskau, Fahrt mit dem Taxi vom Bjelorussischen Bahnhof durch schmale Holzhausgäßchen, dann ein Durchbruch, die Gorkistraße, der Manegeplatz, das Hotel. Oder Sofia, Boulevard Russki, Uliza Graf Ignatiew, die Newski-Kathedrale – goldene Kuppeln vor taubenblauen Bergen. Sechsenddreißig Stunden Eisenbahnfahrt durch verschneite russische Landschaft oder zweieinhalb Flugstunden – mit Zwischenlandung in Prag – über das ungarische Tiefland und die Transsylvanischen Alpen. Wir könnten uns auch Stadtpläne ansehen. Was ist eine Stadt?

*

Ich will also etwas aufschreiben, etwas über Dresden, meine Heimatstadt, aber wie? Denn noch ehe ich die ersten Zeilen aufs Papier setze, scheint sich die schöne Erscheinung, die man Erinnerung nennt, zu verflüchtigen. Also: Wo fängt man an? In der Kindheit? Gut: Eines Tages geht man zum erstenmal mit seinem eigenen Sohn den Schulweg in einer anderen Stadt. Im Flur Geruch von Fußbodenöl, Tinte, Desinfektionsmitteln. Wie war es damals? Lang vergessene Bilder erstehen: ein blauer Tag, in den Gärten der Böttgerstraße wenige Dahlien und Astern. Es ist Krieg, die Männer sind an der Front, die Frauen mit Kindern und Sorgen genügend beschäftigt. Für die Gärten bleibt wenig Zeit. Jeden Morgen kommt der Briefträger. Bringt er den Brief? Doch besser keinen als den. Und noch gibt es die Stadt mit ihren Brücken und Türmen, den Straßen und Gassen, den Theatern, dem Zwinger, dem Tiermuseum auf der Ostraallee, dem Schneideratelier der Tante in einem Hinterhaus auf der Prager Straße.

*

Im Winter reitet neben der Germania auf dem Altmarkt der Goldene Reiter aus Schnee. Ein Mann mit einer Sammelbüchse vertritt sich die Füße. Er ist einarmig. »Armer Künstler«, sagt meine Mutter und läßt

mich ein leichtmetallenes Fünfzigpfennigstück in die BÜchse stecken. Im Sommer gibt es immer die gleichen Abfahrten nach Böhmisches-Leipa: der Hauptbahnhof, seine gläsernen Dachflächen mit dunkelblauer Tarnfarbe gestrichen, immer die gleiche Aufregung: ob das Gas abgedreht worden ist? Hinter Tetschen-Bodenbach Kontrolle. Ein Mann in Eisenbahneruniform mit Ledertasche und Laterne wird von zwei Soldaten abgeführt, die messingene Halbmonde an Ketten auf der Brust tragen. Er kann vielleicht gar kein Deutsch, denn er schweigt. Ein Kind aber hat seine Fragen. Doch die Erwachsenen schweigen auch.

*

Die Russinnen wohnen oben am Wilden Mann im Arbeitslager für Frauen. Täglich laufen sie die Großenhainer Straße entlang bis zum Göhlewerk am Riesaer Platz. Einmal bittet eine der Frauen meine Mutter um ein paar Zwiebeln. Sie gibt ihr welche. Der Blockwart erfährt es. Es gibt Krach. Auf der Treppe der Hitlergruß. Im Wald, nur ein paar hundert Meter von unserem Haus, Detonationen. Im Steinbruch, von den Kindern »die Räuberhöhle« genannt, wird ein Munitionslager gebaut. Ringsumher ist abgesperrt. Das verkleinert unser Spielrevier, das ohnedies schon begrenzt ist: ein paar Straßen, die rechtwinklig die Burgsdorffstraße, auf der wir wohnen, durchschneiden. Im Winter die Eisbahn an der Aachener Straße bis zum Einbruch der Dunkelheit. Schulwanderungen sind wegen der Kriegslage und drohender Fliegerangriffe untersagt. Auch in die Stadt fährt meine Mutter kaum noch mit mir wegen des Fliegeralarms. Doch bis jetzt hat der Krieg die Stadt kaum noch versehrt; ein paar versprengte Flugzeuge, wie man sagt, haben hinter dem Schauspielhaus ein paar Häuser zerbombt, in einem Viertel, das nur von Soldaten, die auf der Durchreise sind, betreten wird. So hören wir's von den Erwachsenen.

*

Auch am Tage gibt es mitunter Fliegeralarm. Dann sitzen wir im Luftschutzkeller der 40. Volksschule auf der Aachener Straße. In den Heizungsrohren singt das Wasser. In der Ferne zerplatzen Flakgranaten. Flaksplinter sind Tauschobjekte: zwei mittlere Flaksplinter gegen einen kleinen Bombensplinter. Denn die sind in Dresden noch selten, also begehrt.

*

In der Innenstadt werden jetzt überall schnell und provisorisch Unterstände gebaut. Auch im Hinterhof des Hauses Prager Straße 28, wo meine Tante ihr Schneiderhandwerk betreibt. Ich spiele hier, wenn Wetter und Jahreszeit es erlauben, mitunter auf dem »Dachgarten«, dem moosbewachsenen Dach eines Fabrikbaus, mit der Katze. Unten im Hof sind Gefangene in zerfetzten olivfarbenen Kitteln dabei, eine Grube auszuheben. Auf dem Erdhaufen daneben sitzt schläfrig ein alter Volkssturmmann mit einem riesigen vorsintflutlichen Gewehr. Plötzlich springt er auf, schreit, schlägt auf einen der Männer mit dem Gewehrkolben ein. Der Mann versucht sich vergeblich mit erhobenen Armen gegen die Schläge zu schützen. Ich wundere mich, daß sich die Männer so behandeln lassen. Sie sind in der Mehrzahl.

*

Manchmal stehe ich in der Pause am Fenster des vierten Stockwerks der Schule. Von hier kann man bis in das Elbtal sehen: die Felder bei Kaditz, die grünen Berge der Lößnitz. Das ist schön und tröstet ein wenig über die Traurigkeit. Ich habe eine 5 bekommen. Der Lehrer hat gefragt: Wer ist der größte Deutsche? Und ich habe gesagt: Friedrich Nietzsche. Ich weiß natürlich nicht, wieso Friedrich Nietzsche der größte Deutsche ist, aber ich habe es gestern abend im Radio gehört. Nun weiß ich aber: Der größte Deutsche ist Adolf Hitler. – Ob ich heute von Kurt Gräbel Prügel bekomme? Kurts Vater ist Fleischer, Kurt ist der Stärkste der Klasse. Ich, so hat Lehrer Klotz gesagt, bin ein Sonderling. Ich weiß auch nicht genau, was ein Sonderling ist. Da ich aber einer bin, so sagt Lehrer Klotz, beziehe ich meine Prügel mit Recht. Die anderen Lehrer sind alt und schlecht gelaunt. Lehrer Bach verteilt wohlgezielte Schläge auf die Fingerspitzen mit einem Holzstab, der aus einem Vogelbauer stammt. Als ich nach Hause komme, sagt mir meine Mutter, daß wir unseren Hund werden abschaffen müssen.

*

Fasching. Ich liege fiebernd im Bett. Vom Schnee auf der Straße ist das Zimmer seltsam erhellt. Auf der Zimmerdecke, hoch über mir, wandern zaghaft graue Schatten. Der Schnee dämpft die Geräusche. Meine Mutter kommt leise ins Zimmer. Als sie merkt, daß ich nicht schlafe, erzählt sie mir lachend, die »Großen« hätten auf der Reichenberger

Straße ein Auto mit Generatorenanzündern in Brand gesteckt. Auf einem Stuhl neben dem Bett liegt mein Indianerkostüm, das ich nun dieses Jahr nicht tragen kann, die Haube mit den bunten Hühnerfedern, Hosen mit wildledernen Fransen benäht, das blaue Hemd, das einst dem kommunistischen Hausmeistersohn gehörte, die Manschetten mit silbernen Knöpfen. – Aus der Küche dringt der Geruch von bratendem Fett ins Zimmer: Plinsen für meinen Bruder, dem Flakhelder, der mit Diphtherie in Radebeul im Lazarett liegt.

*

Schon am Nachmittag wird es dunkel. Die grauen Schatten auf der Zimmerdecke verschwinden. Die Geräusche von der Straße verebben nun ganz. Nur noch ein paar Kinderstimmen, den Schlachtruf der Apachen nachahmend, ein Knallfrosch im Hausflur. Dann ist es still. Das Fieber hat nachgelassen. Wenn alles gutgeht, sagt meine Mutter, kann ich vielleicht schon übermorgen wieder zur Schule.

*

Aber es geht nicht gut; ein Morgen oder Übermorgen wird es nicht geben. Sirenen, wie oft, wecken uns in dieser Nacht des Faschings im Jahr 1945. Im Keller flackert elektrisches Licht. Ich weiß nicht mehr, ob im Rhythmus der ersten fallenden Bomben wie später beim zweiten Angriff. Vielleicht aber fallen jetzt noch gar keine Bomben. Vielleicht ist noch alles so still wie immer im Keller mit seinem Modergeruch und dem warmen Atem der Menschen, die aus ihren Betten kommen und, in Mäntel und Decken gehüllt, in der feuchten Luft frösteln. Das Dröhnen der Flugzeugmotoren, das, Welle auf Welle, unser Haus überzieht, hören wir aber so sicher wie das Ticken der Zähler im hölzernen Schränkchen der Kellerecke. Und dann, irgendwann, kommt die Entwarnung. Wir steigen die Treppen empor bis zu unserer Wohnung. Irgendwer öffnet die Türe zum Boden. Spinnweben streifen die Stirn, ein rötlicher Schein dringt durch die Dachluken. Wir stehen auf dem Dach und sehen hinter dem Schwarz der Silhouetten gegenüberliegender Dächer und Türme das Feuer. Hier ist es fast windstill. Aber die Pappeln auf dem Platz vor der katholischen Kirche in Pieschen biegen sich unter den Böen eines Sturms. Wie eine riesige Glocke wölbt sich weiße Glut, die höher am Himmel in Rot und undurchdringliches Schwarz übergeht, dort, wo die Stadt steht. Denn noch erheben sich aus dem Glutmeer, unversehrt, wie es scheint, die berühmten Türme.

Niemand von denen, die hier auf dem Dach stehn, glaubt, daß es die Stadt ist, was da brennt. Bestenfalls einige Häuser, ein Viertel vielleicht. Lehrer Bulang beruhigt uns: »Der Elbhafen brennt, Industrie in der Friedrichstadt.«

Auch auf den Dächern benachbarter Häuser stehn Leute. Zurufe gehn durch die Nacht: Wir sind verschont! Man zieht sich zurück in die Betten der Vorstadthäuser. Kaum einer hier draußen, fünf Kilometer vom Stadtkern entfernt, ahnt, daß auf den Straßen Menschen verbrennen.

*

Der zweite Angriff verschweigt uns nichts mehr. Diesmal, ich weiß es genau, rollen nicht nur die Wellen der Flugzeugmotoren übers Dach des Hauses. Das Licht ist verloschen. Die Dunkelheit bebt. Die Türen springen schreiend aus den Riegeln. Ein riesiges Rauschen und Dröhnen, in das sich wie dunklere Punkte die Detonationen einzelner, ganz in der Nähe einschlagender Bomben mischen, ist um uns. Meine Mutter hat mich an sich gepreßt. Die Angst macht uns stumm. Dann, irgendwann, ist es zu Ende. Niemand weiß, wie. Nur die Berichte jener Leute, die bald danach aus der brennenden Stadt hierherkommen und die nicht mehr und nicht weniger als ihr nacktes Leben retten konnten, sagen uns, daß es die Stadt nicht mehr gibt.

*

Ein süßlicher Geruch zieht von der Stadt herüber und dringt bis in unsere Straße. Im Elbhafen brennen die Zillen – größere Jungen berichten es. Wasser und Licht gibt es nicht mehr. Wir stellen uns an nach klitschigwarmem Brot bei Bäcker Paulitzschke auf der Großenhainer Straße. Kleine zottige Panjepferde ziehen die Wagen, auf denen, bedeckt mit einer dünnen Schicht Chlorkalk, die Toten liegen, die zum Heidefriedhof gebracht werden. Gleichgültig sitzt ein SS-Mann vorn auf dem Wagen und raucht. Die Hand eines Toten schleift auf dem Stahlkranz eines Rads.

*

Jahre vergehen. Dazwischen Hunger, Frost, Dunkel. Der Wald, nur einige hundert Meter vom Hause entfernt, beginnt schnell unter den eiligen Axthieben frierender Stadtrandbewohner zu sterben. Illegale

Holzaktionen, denen die Nachtstunden vorbehalten sind. Aus dem Äther dringt tagsüber das zu neuer Aktualität gelangte Berliner Musikstück *Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion* – zusätzliche Ermunterung, bei -17°C mit Schlitten und Küchenbeil, die Füße in Socken und Holzlatschen, den Weg zu gehen, den um diese Stunde viele gehen. Was ich neben einigen dürftigen Jungkiefernstämmen mit nach Hause bringe, sind Zehen, deren Färbung nach einigen Tagen in ein Blaugelb übergeht und heftig juckend eine trübe Flüssigkeit absondern. Frostsalbe gehört neben einheimischen rauchbaren Tees zu den wenigen Dingen, die Apotheker Dressel in unerschöpflich scheinenden Mengen zu verkaufen hat.

Die Sommer dieser Jahre sind ebenso unbarmherzig heiß, wie die Winter kalt sind. Auf schattenlosen Straßen schleppt sich eine durstige Kinderschar zu Apels Marionettentheater in Watzkes Ballhaus zu Mickten. Was dort an poetischen Anregungen empfangen wird, gibt sie wieder in den Hoffesten, die auf grellbunten selbstgemalten Plakaten angekündigt werden. Als Märchenprinz erfinde ich jambische Stegreifverse, abgelauscht den Monologen Mortimers, die mein Bruder, der abwechselnd Schauspieler, Tierarzt oder Schlagersänger werden will, im Wohnzimmer deklamiert.

Durch die Trümmerschuchten der Stadt rasseln erschöpft und mit letzter Anstrengung die Straßenbahnen.

*

Ich sehe die Stadt, von der ich hier spreche, zwischen Feuer und Frost, ein Steinmeer in beunruhigender Gestaltlosigkeit zwischen lieblichen Hügeln, von einem sommerlichen Rinnsal durchflossen, bewohnt von Ratten und Toten, ausgetilgt in einer Nacht, dem Vergessen anheimgegeben, dem Vergessen entrissen, weil eine Stadt, zwar zum Sterben verurteilt, so lange nicht stirbt, wie es Menschen gibt, die nicht vergessen, die aus den Vororten kommen mit rasselnden Bahnen oder mit selbstgebauten Gefährten, um aus dem Meer, das die staubblasenden Sommerwinde überziehn, zu bergen, was ihnen, den Überlebenden, noch gut dünkt und brauchbar zum Flicken ihrer Gehäuse: Steine, Eisenträger, rostiges Blech, alte Töpfe, weggeworfene, ausgeglühte Stahlhelme, Flugzeugwrackteile, ja selbst die blecherne Hülle einer Luftmine, rätselhaft genug, ohne selbst zerrissen zu sein, entleert von dem tödlichen Stoff, der mitriß, was niet- und nagelfest schien ...

*

Meine Welt ist die Peripherie dieser Stadt: Straßen des Schulwegs, wechselnd wie die Schulen der Nachkriegsjahre; lange, ausgedehnte Schulwege – vorbei an zaunlosen Vorstadthäusern, in deren Gärten nun keine Blumen mehr blühen, dafür Nachtschattengewächse, Schmetterlingsblütler, gesät und gepflanzt nicht um der Blüten willen; durch Gartenwege mit richtigen Zäunen, Gewerbsgartenbau, Alt-Trachau, slawischer Rundling, in dem noch die letzten Bauern sich und ihre Verwandtschaft erhalten mit ihren Felderfetzen, potentielles Bauland von einst, eingeklemmt zwischen Wohnhauszeilen, Gründerzeitfassaden und Einfamilienhäusern – bis zur Gerhart-Hauptmann-Straße in Mickten oder der Wurzener Straße in Pieschen: Schulkomplexe, wechselnden Bestimmungen unterworfen – Lazarett, Schule, Ersatzkrankenhaus –, in den Klassenzimmern noch der Geruch des Karbols, auf dem Parkett noch die Abdrücke der Bettfüße. Der Unterricht schleppt sich hin, geleitet von neuorientierten Alt- und Neulehrern. In Geschichte kommen wir unter Altlehrer Schmidt bis Luther. In einem kühnen, jedoch mißlungenen Vorstoß auf die Geschichte der neueren Zeit wird uns die Notwendigkeit der Oktoberrevolution aus dem Verlangen Rußlands nach eisfreien Häfen erklärt. – Was wird, wird sich finden. Einer lehrt Russisch, portionsweise: immer gerade nur so viel, wie er tags zuvor selber gelernt hat. Fräulein Rosenthal, höhere Tochter aus besserer Dresdner Familie, gibt Englisch, wahlweise, und es tönt aus der 7b durch das nachmittäglich leere Schulhaus *God save the king ...* Was wird, wird sich finden.

*

Über Trümmerflächen ziehen sich Trampelpfade. Der Alltag verdrängt die Toten, die in der Dunkelheit hinter den ausgebrannten Fassaden lauern. Die kursierenden Fotos, einen säuberlich geschichteten Leichenberg zeigend, über dem die wilhelminische Germania des Altmarkts triumphiert, bekommen Seltenheitswert, was ihren Marktwert beträchtlich erhöht. Handarbeit herrscht vor. Trümmerfrauen sortieren, was Feuer und Sprengkraft übriggelassen haben: Ziegel, aus denen auf der Grunaer Straße die ersten Wohnbauten in altvertrauter Weise gemauert werden. Fassaden stürzen, von Motor- und Muskelkraft zum Einsturz gebracht, eine Wolke Staubs hinter sich lassend, die allmählich verweht.

*

Von Glück und Leid erzählt Frau Sommerlatte, die mit ihrem Mann eine Dachkammer ihrer neubarocken Zehnzimmervilla auf der Goetheallee bewohnt, in der das Grafik- und Werbemaleratelier der Deutschen Werbe- und Anzeigen-Gesellschaft, kurz *Dewag*, untergebracht ist, in die ich als Lehrling eingezogen bin. Glück und Leid – Standpunktfragen, wechselnde Aspekte ein und derselben Sache. Hier jedenfalls kreuzen sie, der preußische und der französische Offizier, nun nicht mehr die Degen inmitten sterbend dahinröchelnder Helden wie auf dem Bild, das bis vor kurzem in der Halle der Villa hing, in der Bockleitern und rotgrundierte Transparente herumstehen.

Glück und Leid sind für den Fünfzehnjährigen jetzt Sonnenscheinstunden an Elbufern, Kandis und Zigaretten, Karl May und Charles Dickens. Noch immer zieht sommers der Staub durch die Straßen, biegen sich Liebespaare im Schatten blühender Fliederbüsche im Waldpark, gibt es im Winter Kälte und Stromsperrungen, fahren die Straßenbahnen rasselnd und erschöpft von Kleinzschachwitz zum Wilden Mann, von Wölfnitz nach Klotzsche, pflanzen Kleingärtner Salat und Bohnen.

*

Vielleicht, und das meine ich, ähneln solchen Menschen die Städte. Bebauend, was einmal ins Schwemmland gesetzt wurde: Pfähle, auf denen sich Fischer niederließen, die dem Ort einen Namen gaben, die den Bogen des Stroms nicht nur wegen seiner Schönheit wählten, sondern weil er fischreicher war als andere Stellen. Dann kamen natürlich Lehnsherren und Kriege. Und Könige und wieder Kriege und Brandkatastrophen, und eine, der eine ganze Altstadt zum Opfer fiel, niedergebrannt von einem Kurfürsten, der auch König von Polen war und katholische Majestät, und der Platz schaffen wollte für eine Königsstadt, für ein kleines Versailles, und der neue Häuser errichten ließ aus Sandstein und im Geschmack der Zeit mit horizontaler Betonung und plastischen Gewänden – und keines höher als drei Stockwerke, damit sein Palais, im holländischen Stil erbaut, doch prächtiger, größer und höher, immer denen vor Augen stünde, die er beherrschte und die sich beherrschen ließen.

*

Die Märztage des Jahres 1953 sind ungewöhnlich kalt. Ich spüre das um so mehr, als ich im dünnen Malerkittel auf dem Soziussitz eines Polizeimotorrades sitze, das einen Lastwagen eskortiert wegen der

Überbreite der vier mal vier Meter messenden Teile des Bildes, das er transportiert. Kunstmaler S., Italienpreisträger, Bewohner einer Villa in Radebeul, hat sich schon seit längerer Zeit auf Bilder dieser Art und Größe spezialisiert. Die Perfektion, die er bei der Bewältigung solcher Flächen entwickelt, ist erstaunlich: die einzelnen Teile werden getrennt gemalt und – sie passen, wie sich beim Zusammensetzen immer herausstellt, fast makellos zusammen. Nur an den Stoßkanten muß mit ein paar Pinselstrichen nachgebessert werden. Das kann, während Herr S. sich bereits dem nächsten Objekt zuwendet, ein Lehrling besorgen.

Die Fahrt geht den Hirschberg hinunter, an Lahmanns Sanatorien vorbei, dann folgt der Mordgrund, von einem Steinbruch flankiert, über dem sich der Wolfshügel erhebt, mit über 300 Metern die höchste Erhebung der Dresdner Heide. Bruchsteinmauern, dahinter die verwilderten Parks dreier Schlösser, Neugotik, Neurenaissance, ehemals von einer Gräfin Schaffgotsch, Tino Pattiera und einem preußischen Prinzen bewohnt, dahinter bescheidenere Villen sächsischer Offiziersgenerationen, mittlere Beamte im Heeresdienst, später dann noch etwas größere Maßstäbe, neugotisch, florentinisch, klassizistisch und was sonst noch anfiel. Villen mit Pferdeställen, Dienerwohnungen und Auffahrtsrampen, säulenbestückt, Sandstein oder *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*: Eisensäulen und Glasdächer, Villen des sächsischen Hofadels, der von Tschammer und Osten und von Golßenau. Am Linkeschen Bad vorbei, am zerstörten Diakonissenhaus, wo aus der Bautzner Landstraße die Bautzner Straße wird, und scharf abbiegend am Platz der Einheit mit der Ruine des Albert-Theaters, zwischen dem Brunnen *Die Nacht* und dem sowjetischen Gefallenendenkmal hindurch bis zum Neustädter Markt, wo auf der nördlichen Seite noch die Ruine des Neustädter Rathauses steht.

Hier zwischen Rathaus und Blockhaus, dort, wo sich die gedachten Diagonalen des Platzes kreuzen, steht, schwarz von der Zeit, der Sandsteinsockel mit der Aufschrift *Augustus Dux Saxoniae Rex Poloniae*. Der Goldene Reiter, im Kostüm eines römischen Herostraten, die muskulösen Schenkel entblößt, die den steigenden Hengst, dem die Zunge im Maule fehlt, in die richtige Richtung zwingen, gemeinsam mit dem nicht weniger muskulösen Arm, der den Zügel anreißt, während der andere, marschallstabbewehrte, nach Osten zeigt, wohin der Ritt geht, nach Krakau nämlich, wo jetzt noch sein Körper neben denen anderer polnischer Könige ruht – der Goldene Reiter fehlt. Der Sockel aber steht und dient schon seit längerer Zeit der Sichtwerbung.

Von der hohen Leiter, den Pinsel und die Farbtöpfe mit rötlichem Ocker für Wangen und Stirn und Schwarz für Haupthaar und Bart in

der Hand, kann ich sehen, wie sich die Elbe im sonnenlosen Märzlicht stromabwärts wälzt. Am anderen Ufer erhebt sich, scheinbar unbeschädigt, hinter der grauen Wand dieses Tages die berühmte Silhouette, wie von Canaletto mit der Camera obscura gemalt. Auf der Oper fahren die Musen vierspännig nach Süden. – Kulisse, vor der schwarze und schwarzgesäumte rote Fahnen knattern. Aus Lautsprechern klirrt Musik – Tschaiowski, Beethoven, Schostakowitsch –, bricht sich an den Mauern, wird herübergeworfen über den Fluß zwischen die fast menschenleeren Straßen, auf denen selten ein Auto fährt an diesem Tag.

Noch etwas Rot auf den Kragenspiegel des hochgeschlossenen Uniformrockes. Die großen Augen, von weißen Glanzlichtern erhöht, blicken gütig über den Platz, dorthin, wo die Ruine des ehemals königlich-sächsischen Innenministeriums die Aussicht aufs jenseitige Ufer verstellt.

*

Meine Interessen habe ich inzwischen nach Pieschen verlegt. – Pieschen, eine Kleinstadt für sich, lebensfähiger, vom nicht mehr vorhandenen Zentrum der Stadt unabhängiger Organismus mit Geschäftsstraßen, der Oschatzer Straße, der Leipziger Straße mit den Kinos Astoria und dem feineren Faun-Palast mit Kinoorgel, Polstersesseln, Logen und Rang, Trachenberger Straße mit dem Titania-Palast, der einem Palast so wenig ähnlich ist wie der Goldene Reiter der Markussäule, die, als kleine Kopie ihrer großen venezianischen Schwester, den Vorplatz der Pieschner Markus-Kirche bestellt. In Pieschen läßt sich's leben. Bier und Zigaretten gibt es in der Mohnklause auf der Mohnstraße auch für Jugendliche unter sechzehn. Im übrigen gibt es Asphaltstraßen für Fahrradjagden, das Sachsenbad, die Städtische Lesehalle, eine Böttgerwerkstatt, Holzschnittversuche und den Elbhafen.

Sonntags schleppen wir Motorradteile von Schuttplätzen der Umgebung in die vierte Etage eines Mietshauses auf der Mohnstraße. Rahmen und Tank einer »Opel«, Baujahr 1928, Felgen, ein Hinterrad, eine Vorderradgabel. Ein Motor, nicht unter 500 ccm, findet sich ebenfalls, dazu ein passendes Getriebe. Monate vergehen, bis ein Knall die im Hofe dahindämmern den alten Weiber aus dem Mittagsschlaf schreckt: Der Motor läuft. Werner Czabania, Schmiedelehrling, siebzehn, rast bei der ersten Probefahrt führerscheinlos und mit zerrissenem Gasbowdenzug in den Maschendrahtzaun eines Schrebergartens. Wir bergen ihn mit zerbrochenem Bein, aber lebend.

*

Irgendwann erwacht in jedem Dresdner, der auf sich hält, einmal das Interesse für das, was die Altvorderen geschaffen haben. Viel ist davon freilich nicht übrig. Zögernd, sehr zögernd, erwacht in der Trümmerlandschaft das, was man den neuen Frühling nennen könnte. Und das im Gegensatz zum Frühling in der Natur, der sich hier in der Elbaue, von mildwelligen Höhenzügen geschützt, früher als oben in der norddeutschen Tieflandsbucht bemerkbar macht. Pieschen und Wilder Mann bieten an Kulturgut freilich nicht allzuviel. Die Spuren des Weinbaus in der Lößnitz, die einmal, den Augustusweg jenseits der Autobahn Dresden-Berlin überquerend, bis zur Weinpresse am Wilden Mann und nach Loschwitz reichten, sind erloschen. Schrebergärten haben sich auf den Traversen ausgebreitet. Weiter südöstlich in Richtung Stadt und Heide stehen die Komplexe der ehemals königlich-sächsischen Kasernen. An den Loschwitzer und Pillnitzer Hängen blühen die Kirschen früher als anderswo in Dresden. Am jenseitigen Elbufer sind die Hänge sanfter, verlaufen sich zunächst in den Seitentälern von Räcknitz und Rähnitz, von Mockritz und Babisnau, ehe sie, tief gekerbt, ins Osterzgebirge übergehen. Eine Dampferpartie mit der Sächsischen Dampfschiffahrtsgesellschaft kann mit gutem Willen und Kartoffelsalat bis in die Sächsische Schweiz gehen oder stromabwärts bis Meißen oder bis Riesa und weiter.

Doch das ist bekannt. Baedeker hat es geschrieben.

Über Dresdens Glanz ließen sich andere vor mir aus. Goethe schmeichelte der Stadt ihrer Kunstschatze wegen, Kleist gab hier den *Phöbus* heraus, Schiller dichtete in Körners Weinberghaus in Loschwitz den *Don Carlos*, und Wagner flüchtete hier 1848 vor den Bajonetten der königlichen Grenadiere bei Nacht und Nebel. Richard Strauss spielte Skat im Bellevue und beschimpfte Thomas Mann, als es an der Zeit schien. Aber so etwas kann man vergessen, wenn man sich ein wenig im Glanz des Gewesenen zu sonnen beliebt, als ein Platz in der Oper 10 Goldmark kostete und *Salome* und *Die Frau ohne Schatten* über die Bühne gingen. Hier, am Wilden Mann, haben sich nur wenige im Glanz dieses Zentrums gesonnt.

In Pieschen, das mit Recht als rot galt und das den anrückenden Nazis auf Wahlzetteln und in Diskussionen Paroli bot, die, bis sie schließlich verstummten, immer blutiger wurden, hatte kaum einer teil an Glanz und Wohlstand der Residenz. Nein, viel haben wir hier an der Peripherie nicht zu bieten. Bestenfalls das längst vergessene Schloß Waldhof, die barocke Turmhaube in Wind und Wetter zerfal-

len, eine Lindenallee, die zum Eingang führt, ehemals Müttergenesungsheim, doch zuvor Eigentum Carl Sternheims, Chronist des bürgerlichen Heldenlebens, Besitzer einer Sammlung französischer Im- und deutscher Expressionisten, Mäzen Conrad Felixmüllers, der unweit von hier, in Rähnitz, lebte und malte.

Vergangener Ruhm, zufällig aufgestöbert.

*

Man muß sich da schon einen entschiedenen Ruck geben und aus der Kleinbürgeratmosphäre Dresdener Vororts-Behaglichkeit fliehen, um zu Wesentlicherem zu gelangen. Dazu kann man ab Wilder Mann die Straßenbahnen 9 und 16 benutzen, die durch die Stadt bis Kleinzschachwitz oder Laubegast fahren. Aber wird das etwas ändern? Wer hier an den Brüsten der Natur sog – wird er vielleicht, wenn er nicht gerade das Glück hatte, in Pieschen, Cotta, Löbtau oder im Hechtviertel geboren zu sein, nicht immer ein wenig von jener Prinzenzieher-, Residenz- und Garnisonsstadtatmosphäre in sich tragen, auch wenn er sich mit Recht zu den Nachgeborenen zählen darf?

*

Landschaft zwischen Auguren und Lemuren.

In der Linie 11, die zum Weißen Hirsch fährt, erinnern sich zwei sehr alte Herren von Adel daran, daß sie einmal im gleichen Regiment gedient haben. Alte Damen beklagen sich über ausgebliebene Westpakete. Ältere Fräulein legen Kränze in der Krypta der Hofkirche nieder, in der der letzte regierende Wettiner August, der Anno 18 so wenig königlich mit den Worten »Macht euern Dreck alleene« abgedankt haben soll, beigesetzt ist.

Der Mann, der einstmals dafür sorgte, daß Dresden eine der besten Straßenbahnen Deutschlands hatte, eben diese Hechtwagen der Linie 11, noch heute beachtliche Bergkletterer den steilen Hirschberg hinauf, soll sich nach Stuttgart abgesetzt haben. Klassenkampf an der Peripherie?

Die Schatten der Vergangenheit, dem Neunzehnjährigen noch nicht sichtbar, liegen über der Stadt, mischen sich mit dem flüchtigen Schleier, den das Licht übers Elbtal breitet. Schatten der Vergangenheit – nicht nur jenes Haus St. Remo am Weißen Hirsch, aus dem ein amerikanischer Agent drahtlos den Bombenangriff auf die Stadt geleitet haben soll. Immerhin, die Stadt beginnt, sich wieder auf sich selbst

zu besinnen. Am Altmarkt fallen die ersten Gerüste der Neubauten, unsicher tastendes erstes Ausprobieren einer Synthese zwischen Alt und Neu, zwischen Hofarchitektur und Arbeiterklasse – Neoneubau- rock, Portale und Gesimse wie an sächsischen Schlössern, ein Dachreiter, der an das Altstädter Rathaus, das einstmals hier stand, erinnert.

Keine Germania mehr; nur die Bedürfnisanstalt unterm Pflaster des Altmarkts, dem gleichen, auf dem der Leichenstapel zur endgültigen Verbrennung mittels Benzin und Flammenwerfern aufgeschichtet war, besitzt noch das eiserne Geländer, das jenen Gründerjahrestil verrät, in dem die bebrünnte und beharnischte Dame erschaffen war.

Der Zwinger erhält unter den Händen einer Handvoll fleißiger Steinmetzen seine Gestalt wieder. Auf dem Kronentor recken sich bald wieder die Schlangenhäule des doppelköpfigen polnischen Adlers.

Im Großen Haus des Staatstheaters dirigiert Lovro von Matacic Hasse. Auf den Steinstufen des Saals im Hygienemuseum sitzen wir für eine Mark Eintritt und hören Šmetana und Strawinski.

Die Gemäldegalerie wird wiedereröffnet. Vor den Eingängen stauen sich die Menschen. In den Ausstellungen der Zeitgenossen dominiert der gepflegte Dresdner Malstil: Landschaften in Grün und Blau, weiß segelnde Wolken, Weinberghäuser bei Loschwitz und Meißen, daneben Kretzschmars Trümmerlandschaften und Grundigs Porträt eines Verschollenen.

*

Dresden – Landschaft der Kindheit?

Wir sind hinübergewachsen aus jener Zeit, haben studiert, uns angesiedelt in anderen Städten, Familien gegründet.

Was die Erinnerung reflektiert, will sich uns schon nicht mehr zum Kaleidoskop zusammenfügen, bleibt Teil eines Mosaiks, nicht allzu farbig, viel Grau, trotz der blauen Sommernächte im Loschwitzer Körnergarten oder beim Jazz auf dem anderen Elbufer in Blasewitz.

*

An einem Sommertag sind wir zurückgekehrt.

Am Neustädter Bahnhof können wir uns entscheiden. Hier hat sich nichts verändert, nicht einmal die Ziffern auf den neuen Straßenbahnen, frisches Gelb aus Gotha oder importiert aus der ČSSR. Die 9 und 16 fahren von hier zum Wilden Mann wie eh und je. Die Großenhainer Straße, baumlos, zeigt die Fassaden der Fabriken: das Schreibmaschi-

nenwerk hat sich auf Elektronik umgestellt, die Schriftgußfabrik, ehemals Gebrüder Butter, ist gerade 20 Jahre volkseigen. Am Fuhrgeschäft Hugo Hirsch blickt ein einsames Pferd traurig der fahrenden Bahn nach. Am Großenhainer Platz überquert die Bahnlinie Dresden – Leipzig, eine der ältesten Deutschlands, die Straße. Die Strecke wird elektrifiziert, die Masten stehen schon.

Hat man das Glück, einen Platz auf dem Vorderperron gleich hinter dem Fahrer bekommen zu haben, so kann man die bewaldeten Hänge am Wilden Mann sehen.

Wir haben uns entschieden, uns nicht der Bahn anzuvertrauen, sondern gehen zu Fuß in Richtung Platz der Einheit, biegen in eine Nebenstraße und finden uns auf der Rähnitzgasse wieder. Wie durch ein Wunder ist hier, abseits von Autos und Bahnen, eine der alten Dresdner Barockgassen erhalten geblieben. Die Denkmalspflege hat das Ihrige getan. Eine Prager Bierstube zeigt an, daß hier nicht nur Pilsner und Staropramen getrunken, sondern auch Tschechisch gesprochen werden kann.

Die Touristen aus Prag, Litomerice oder Pardubiče kehren hier freilich nicht ein, sondern überschwemmen die Brühlsche Terrasse, dringen in die Kaufhäuser und Geschäfte am Altmarkt oder auf der Thälmannstraße, wittern des Bruderlands höheren Lebensstandard in Gestalt von Dederonwäsche und Plastikartikeln, gehen eilig an Rembrandt und Rubens vorbei, verweilen vor Raffaels Madonna (viele sind katholisch), drängen sich zum Bockwurststand am Italienischen Dörfchen.

Vergeblich sucht die Erinnerung jene Bilder des auto- und menschenleeren Theaterplatzes, der Brühlschen Terrasse, auf der man inmitten des Trümmerpanoramas nur einigen bärtigen Kunststudenten und ihren pferdeschwänzigen Schwestern begegnete. Dresden hat sich verändert, fügt sich ins Zeitalter des Tourismus, will Prag, Warschau, Budapest nicht nachstehen an Attraktivität.

Drei Hochhäuser am Elbufer gegenüber den alten Ministerien haben ihre Bestimmung gewechselt: Aus Junggesellenappartements wurden Touristenhotels, die ihre Bewohner in immer neuen Schüben ein- und ausatmen. Was nicht nur als Eintagsfliege per Bus und Eisenbahn über die Süd- und Ostgrenze kommt, findet hier Bett und Tisch, aber kaum Rast und Ruh. Das Sprachengewirr ist erstaunlich. Der Zwingerhof gleicht dem Ort, an dem das Fundament zum Turme Babels gelegt wurde. Man fühlt sich als Einheimischer deplaziert, will fliehen, wird aber von einem schwerverständlich Fragenden festgehalten, der wissen will, wie man möglichst schnell nach Pillnitz oder zur nächsten Autorepara-

turwerkstatt kommt. Am Postplatz sucht man vergeblich nach der Ruine der gotischen Sophienkirche. An ihrer Stelle steht ein Gebäude aus zweckmäßigem Glas und Stahl, hygienisch, abwaschbar, das sich Gaststättenkomplex nennt. Da es Mittagszeit ist, stauen sich vor dem Eingang die Hungrigen. Sie werden nur schubweise eingelassen. Wer ins Innere gelangt, kann sich zwar seinen Gulasch oder sein Schnitzel ersteinen; nach einem Besteck wird er sich aber vielleicht vergeblich umsehen. Die sind gerade ausgegangen. Man wartet.

Geduld ist im Dresdner Touristensommer Voraussetzung. Man wartet allerorten auf Parkplätze, Eintrittskarten, eine freie Toilette. Wer solches geschmacklos findet, kann freilich jäh vom Strom der Geschäftigen abbiegen und sich wiederfinden in der Kühle der Kreuzkirche am Altmarkt. Hier, unter den Klängen von Bach, Schütz und Buxtehude, ist Zeit zur Besinnung, und in den Blick, der die Halle durchquert, deren vom Feuer zerfressener Stuck auf eine imponierende Art von grauem Rauhputz bedeckt ist, kehrt vielleicht jene Ergriffenheit zurück, die in dieser Stadt noch immer angebracht ist, wenn man weiß, daß hier zwischen Hauptbahnhof und den Schloßruinen nichts war als ein Trümmersee.

Jetzt ist auch hier nicht nur Gras gewachsen, sondern es stehen hier nun Häuser, schmuck- und phantasielos.

Vom Turm der katholischen Kirche bietet die Altstadt hinter der Brühlschen Terrasse rings um die Frauenkirchenruine noch immer ein Bild dunkler Zerklüftung. Sandstein, von Feuer und Wetter zerspellt und verwittert.

Mag das alte Dresden auch nicht durchweg auf Sand gebaut gewesen sein – mit Sandstein war es durchweg erbaut. Bastionen, Wälle, Bürgerhäuser, Paläste und Kirchen: Der Elbsandstein, mit Lastkähnen aus den Brüchen von Postelwitz und Cotta elbabwärts bis dicht an die Bauplätze transportiert, geschmeidig und leicht zu bearbeiten, freilich auch anfälliger den Wettern als andres Gestein, hat nicht wenig dazu beigetragen, dem Dresdner Barock seinen Glanz zu geben.

Nicht nur, daß das, was in Dresden an Gebäuden Namen und Rang hatte, aus Sandstein gefügt war: Pöppelmanns Zwinger, Permosers Putten, Chiaveris steinerne Heiterkeit, des Ratszimmermanns Bähr Frauenkirche, mit Quark und Eiern zusammengefügt zu dem, was Dresdens Silhouette ausmachte – auch die Tafelaufsätze und Schmuckstücke, die Augusts des Starken Hofjuwelier Dinglinger aus goldnem und silbernem Blech trieb, wären undenkbar ohne die Formen, die sich aus Sandstein unter den Händen geschickter Männer herausbildeten.

Heute ist das weißlichgelbe Mineral seltener geworden. Neu-Dresdens erster Bauperiode noch angemessen, den Altmarktbauten zum Beispiel, hat es sich nun von Ziegelsplitt oder industriell vorgefertigten Betonteilen verdrängen lassen. Denn Dresden bemüht sich nun, nach einigen hybriden Zwischenstadien, um ein zeitgemäß sachliches Gesicht. Schmucklos. Unpathetisch.

Neben zehngeschossigen Wohnhochhäusern am Hauptbahnhof Wohn- und Geschäftstrakte auf der Prager Straße. Typenhäuser, schnell hingestellt, mit einem Anflug von Farbe, die auszubleichen beginnt, charakterlos, Giebeldächer, die sich nicht recht zwischen Beton und Barock wohlfühlen können.

Noch immer beherrschen aber die Türme die Stadt zwischen Kreuz- und Hofkirche, Altmarkt und Thälmannstraße, wo hinter dem wiederaufgebauten Gewandhaus den Architekten ein Stück dresdnisch anmutender Intimität gelungen ist: Ladenstraßen, abseits vom Verkehr, eine Milchbar mit bunten Gartenschirmen, der Gänsemännchenbrunnen, kein Kleinod europäischer Kunst, aus einem zerstörten Stadtteil hierher verpflanzt, der sein Wasser murmeln läßt zur Freude der Kinder und Erwachsenen.

Nur um die Ruine der Frauenkirche herrscht noch Kahlschlag. Rampische Gasse und Salzgasse: keine Barockfassaden mehr, Birken und Steinbrech im Hof des Coselschen Palais. Rotweiß gestrichene Eisengeländer um die Ruine der Frauenkirche: Betreten verboten! Einsturzgefahr! Eltern haften für ihre Kinder!

*

Wir aber wenden uns ab, gehen am Fürstenzug vorbei, besteigen die 7 in Richtung Platz der Einheit und fahren schließlich mit der 16 zurück zum Wilden Mann.

Hier draußen scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Man begegnet noch immer den gleichen Gesichtern: dem Hausarzt, einem alten Lehrer, einem Kammervirtuosen der Staatskapelle a. D. Die Zeit schafft sich einen prägnanten Punkt, zu dem das Bewußtsein zurückkehren kann. Landschaft der Kindheit. Hier draußen sagte man schon immer: Ich fahre in die Stadt. Wir fahren in die Stadt. Wie ein abgesplitterter Teil des Ganzen steht die Landschaft der Kindheit für sich. Vorortsbewußtsein. Peripheriegefühle. Die Enkel spielen in den Gärten der Großväter. Dahlien blühen. Die Schule auf der Aachener Straße steht grauummwittert hinter den Lärchen und Pappeln des Schulgartens. Nur die Eisbahn auf der Aachener Straße gibt es nicht mehr.

Vom Garten des Restaurants »Bergwirtschaft« scheint am Abend die Stadt fern, gelassen, unbeschädigt. Die Elbe durchfließt das Tal in sanftem Bogen. Die Straßen haben ihre Laternen angezündet. Perlenketten, wenn dieses Bild noch einmal gestattet ist. Rathausturm und Hofkirche werden von Scheinwerfern angestrahlt. Von der Kuppel der Frauenkirche ist nichts zu sehen, so, als habe es sie nie gegeben. Die neuen Hochhäuser kommen nicht auf gegen den Hintergrund der Hügel von Loschwitz und Rähnitz. Nur der Fernsehturm auf der Wachwitzer Höhe konkurriert mit seinen Lichtern gegen den Abendstern in einem herbstlichen Himmel, an dem eine Ahnung von Süden und Schneeluft heraufzieht.

DAS HAUS I (1981)

Das Haus, in dem ich aufwuchs, gehörte Frau Hulda verw. Köhler. Da es noch heute steht, kann man es besichtigen: ein Vorstadthaus für sechs Parteien, bis zum Parterre Klinker, darüber Fachwerk, die Putzfelder weiß. – Frau Hulda verw. Köhler war eine strenge Hausbesitzerin. Wenn sie einmal im Monat mit ihrem grünen Opel P4, den sie selbst steuerte, von der Borsbergstraße kam, wo sie eine Konditorei besaß, standen alle Hausbewohner stramm. Alles, was auf den Obstbäumen wuchs, die im Garten rings um das Haus ihre Schatten warfen, gehörte Frau Hulda verw. Köhler, auch das Fallobst. Herr Haufe, ein ärmerer Verwandter von Frau Hulda verw. Köhler, verwaltete den Besitz unnachsichtig. Das Gelände um das Haus – dreigeteilt in einen Obst-, einen Ziergarten und einen Wäscheplan – war die Landschaft meiner ersten Kindheit, die ich trotz eines Kopfsturzes in das in den Wäscheplan eingegrabene Wasserfaß überstand. Der Ziergarten, der kaum gepflegt wurde, jedenfalls während der Kriegsjahre und auch danach, war eine wundervolle Wildnis, in deren Mitte eine schmiedeeiserne, vom wilden Wein überwucherte Laube vor sich hin rostete. Hier war ich inmitten von Knabekraut und Judenkirschen geborgen. Und von hier aus erkundete ich während der vormittäglichen Einsamkeit über die Mauern und Zäune hinweg das Terrain der angrenzenden Grundstücke, unter meinem Kinderblick riesige Areale, aber auch voller Nischen und Winkel, aus denen Geheimnisse lugten.

Das ist das Unwiederbringliche, von keinem Erwachsenen erahnt, es sei denn, er hätte sich – wie heute ich – die Fähigkeit erworben, wieder ins Halbdunkel des bereits vergessenen Geglauten eintauchen zu können, um wieder unter der Regentraufe beim Wasserfaß zwischen Spinnennetzen heimisch zu sein.

DAS HAUS II (1982)

Vor dem Neubau auf der Wiese steht eine Tanne, leicht schwankend im Wind dieses Tages, dessen Luft von der Klarheit guten russischen Wodkas ist. Der Baum wäre gut mit Lämpchen zu behängen, jetzt in der Vorweihnachtszeit. Irgendwie gelange ich an der Mauer des Markusfriedhofs entlang zu den Kasernen. Durch die Fenster erkenne ich eiserne Bettgestelle, doppelstöckig. An einem hängt eine Ausgehuniform. Der Wachtposten läßt ein Mädchen ein. Es ist Sonntag.

Der Heller gleich hinter den Kasernen ist noch immer ein großer Truppenübungsplatz. Panzerschneisen ziehen sich durchs Gebüsch. Ich erinnere mich plötzlich, als Kind oft mit meinem Vater hier gewesen zu sein. Auch daß die roten Klinkerbauten einmal zum Städtischen Eselshof gehört haben, weiß ich noch. Eselsmilch, so erzählte man mir, galt um die Jahrhundertwende als wertvoller Muttermilchersatz.

Dann gehe ich die Drachenschlucht hinunter, an der Weinbergskirche vorbei. Alles, was mich umgibt, scheint einem längst vergangenen Leben anzugehören. Die Menschen, die mir entgegenkommen, tragen Masken.

Eine Weinbergslandschaft. Wo sich die Konturen der Hügel gegen den blassen Himmel abheben, sind die Traversen noch erkennbar. Die Weinstöcke starben im Jahr der großen Reblauskatastrophe. Gärten klettern seitdem an Stelle der Reben die Hänge empor. Die alte Linde steht noch dort, wo der erste Kleingarten lag, den mein Vater lange vor meiner Geburt gepachtet hatte.

In der »Bergwirtschaft« am Wilden Mann, in der jetzt nach der Mittagszeit sich kaum jemand aufhält, sitze ich allein. Aber der Rentner, der die Gaststube betritt, setzt sich zu mir, bestellt Kaffee und Stollen, später einen Schoppen Wein. Mir, der ich esse, wünscht er guten Appetit. Ich sehe, wie vor dem Lokal ein hübsches Mädchen auf und ab geht, das auf den Bus zu warten scheint. Später, als ich die Gaststätte verlasse, kommt es mir entgegen, doch ihr Gesicht ist weit weniger anmutig, als ich mir vorgestellt hatte.

Als ich am Haus des Malers Nehmer vorbei dann die alte Weinbergstreppe hinuntersteige, sehe ich unten die Häuser des Stadtteils,

in dem ich meine Kindheit verbrachte. Das Backsteinrot des alten Wasserwerkes ist stumpf. Die Eisbahn auf der Aachener Straße, auf der ich meine ersten Schritte auf Kufen erprobte, dient jetzt dem Heizkraftwerk, das noch immer die verfallenden Häuser aus der Bauhauszeit um die Apostelkirche mit Wärme versorgt, als Kohlenplatz. Obwohl ich hier einmal zu Hause war, will es mir nicht gelingen, meine Gefühle auf die Vergangenheit zu lenken. Erst gestern hatte ich mir auf der dem Leben abgewandten Seite den Rat gegeben, zu lesen und zu schreiben und nicht an die allgegenwärtige Zukunft zu denken. Das Grau des Tages, von Stimmen durchtränkt, die mich von irgendwoher erreichten, das Klingeln der Briefträgerin, die das Zeitungsgeld kassieren wollte – das Leben nahm sich auch von diesem nun vergangenen Tag seinen Teil, während ich doch in mich hineinzuhören glaubte, auf Wörter wartend, die zu dem Text gehören, an dem ich schreibe.

Dann sitze ich im Zimmer des Buchhändlers Enax und sehe die Bilder seines Jugendfreundes Rosenhauer, der ein paar Straßenzüge entfernt auf der Teichstraße in Alt-Trachau wohnt, noch immer in dem Haus, in dem er geboren wurde und wo er, wie E. sagt, noch immer zum Scheißen die halbe Treppe hinabsteigt.

Immer montags kommt R., der kein Telefon besitzt, um bei E. zu telefonieren. Dann sitzt er in dem Sessel in der Nische am Fenster. Wir reden von unserer Jugend, sagt Frau E., aber manchmal sitzt er nur so da und denkt an etwas, das wir nicht erraten, und hört einfach nicht zu.

Am Abend gehe ich dann durch die Straßen dieses um die Jahrhundertwende planmäßig gewachsenen Viertels. Vor dem Haus meiner Mutter, dem einzigen, das man im vergangenen Jahr kurz nach ihrem Tod hier renovierte, leuchtet aus dem Dunkel der frische Putz zwischen den schwarzen Balken des Fachwerks.

Ganz dunkel wird es um den Neustädter Bahnhof, den ich mit der Straßenbahnlinie 9 erreiche. Von den vielen Kneipen und Hotels, die es hier einmal gab, keine Spur mehr. Der Bahnhofsspeisesaal wird noch immer renoviert. Alles drängt sich um den Ausschank im Selbstbedienungsrestaurant, das im Fuseldunst ertrinkt. Ein Junge in Lederjacke uriniert vor dem Bahnhof in den Rinnstein. Ein Mädchen sieht ihm gelangweilt zu. Nur selten biegt ein Taxi von der HansasträÙe in den Vorplatz, um erneut von der Dunkelheit verschluckt zu werden.

DER GARTEN MEINES VATERS (1982)

An heißen Sommertagen, wenn die Luft über den Basaltsteinen und Straßenbahngleisen der GroÙenhainer Straße schon am Vormittag flimmerte, zog es mich, der ich noch ein Kind war, in den kühlen und schattigen Garten.

Man durchquerte den mit Granitplatten belegten Hof des Mietshauses und bog um die Metaldreherei, in der Herr Eichler, ein schon älterer Mann, den der Krieg verschonte und von dem es hieß, er sei ein Sozi gewesen, sein Handwerk betrieb. Es roch nach heißem Metall und Maschinenöl dort. Gleich hinter der Metaldreherei begannen die Gärten, die die »Erbengemeinschaft Eichler« verpachtete, wie auf einem Schild am Eingang stand. Ein schmaler Weg führte mich weiter, die in der Sonne sich wärmenden Eidechsen flitzten in den sicheren Schatten, wo sie sich so lange verbargen, bis ich außer Hörweite war.

Am Ende des schmalen Weges lag der Garten meines Vaters. Ein Lattentor mußte entriegelt werden, später, nach dem Kriege, sogar ein kompliziertes Schloß. Rechts hinter dem Tor stand unter zwei oder drei hochgewachsenen Tannen die Bank, auf der mein Vater sich abends ausruhte. Saß man auf der Bank, konnte man den ganzen Garten überblicken.

Vor dem Drahtzaun links von der Bank wucherten die schwarzen und roten Johannisbeeren. Es gab ein großes Erdbeerbeet, das in der Obhut meiner Mutter lag, während mein Vater für das Obst, die Kohlrabis, das Kraut und die Bohnen verantwortlich war. Wegen der Obstbäume lag mein Vater mit meiner Mutter im Streit, denn sie spendeten, wie meine Mutter meinte, zu viel Schatten, der dem Gemüse abträglich war. Aber die beiden alten Apfelbäume, von denen der eine wundervoll aromatische Kaiser-Alexander-Äpfel trug, die allerdings nicht sehr haltbar waren, während der andere uns Jahr für Jahr mit kleinen, aber sehr haltbaren Winteräpfeln beschenkte, waren schon zu würdig, als daß jemand die Säge an sie legen wollte. Deshalb überlebten die beiden Bäume den Krieg und auch noch viele Jahre danach, bis sie eines Tages, als auf dem Gartengelände eine Schule für die sowjetische Garnison gebaut wurde, dem Bulldozer zum Opfer fielen.

Das schönste in unserem Garten war aber neben dem Nußbaum, der in strengen Wintern immer vom Frost geschädigt wurde und dann

im kommenden Herbst nicht trug, unsere Laube, ein Meisterstück der Zimmermannskunst, die mein Vater, der selbst handwerklich nicht sehr begabt war, vom vorherigen Besitzer des Gartens gekauft hatte.

Sie war vollständig aus verschiedenen Hölzern zusammengesetzt; ihr Inneres war mit rötlichem Sperrholz beschlagen, die Decke kunstvoll aus Holzstreifen geflochten, die Dielen aus weichem und hellem Tannenholz. Innerhalb der Laube roch es nach dem in der Sommerhitze kochenden Holz, nach Äpfeln und Nüssen und nach dem Karbolium, mit dem das Äußere der Laube alljährlich im Herbst behandelt wurde.

Ihre wahren Geheimnisse offenbarte die Laube allerdings nur, wenn ich allein im Garten war. Ich erinnere mich an ein Schränkchen, dessen Schlüssel von meinem Vater sorgfältig versteckt gehalten wurde. Aber ich kannte dieses Versteck, so daß es mir nicht schwerfiel, das Schränkchen zu öffnen, in dem sich ein altes Jagdgewehr und die zu ihm gehörende Munition befand. Ich gestehe, es nie gewagt zu haben, dieses Gewehr aus dem Schrank zu nehmen, denn ich war schon zufrieden, wenn ich das Schränkchen geöffnet hatte und die Waffe ein paar Minuten lang betrachten konnte. Das Gewehr war alt, irgendein Erbstück mit silberbrüniertem Lauf und verschnörkeltem Hahn, das, soviel ich weiß, niemals benutzt worden ist, bis es mein um sieben Jahre älterer Bruder in den letzten Monaten des Krieges zur Abwehrwaffe gegen feindliche Tiefflieger erhob. Unseren Garten überflogen jedoch nur die auf dem Fliegerhorst in Klotzsche stationierten ME 109 und eines Tages sogar einer der ersten deutschen Jäger mit Düsenantrieb, der schrecklich heulend im Tiefflug über unseren Garten hinwegzog.

Punkt zwölf läuteten die Glocken der Apostelkirche, Zeit, den Garten zu verlassen, um sich am Mittagstisch der Mutter einzufinden. Gleich hinter der Laube, wo vor dem Zaun Holunder und Efeu wucherten, erstreckte sich das Feld des Bauern Trobisch aus Alt-Trachau, auf dem heute Neubauten stehen. Oft erstieg ich trotz aller Verbote das Dach der Laube, um dem Bauern beim Pflügen oder beim Mähen zuzusehen. Roggen und Kartoffeln gediehen in abwechselnder Fruchtfolge. Auf dem Vorgewende grasten in den Arbeitspausen die beiden Braunen, und der Bauer und seine Magd langten sich aus einem Korb Wurst und Brot, um zu vespern. Eine blau emaillierte Kaffeeflasche stand zwischen beiden. Mich, der ich mich auf dem Dach postiert hatte, beachtete niemand.

DIE ELBE BEI PIESCHEN (1982)

Das Grün in den Augen des Kindes: die Dürre Heide – ein Waldgebiet jenseits der Autobahn – und die Kleingartenanlagen, die den Markus-Friedhof erreichen, Lauben im Einheitsstil, dann das Grundstück von Wein-Emil, Meißner Traminer, Obstweine und -säfte aus dem Lockwitzgrund. Das sind die äußeren Grenzen.

Und doch gab es jenseits davon auch eine Ferne: Irgendwann einmal hatte das Kind an der Hand seines Vaters am Geländer des Elbhafens von Pieschen gestanden. Ein kleiner Dampfer, die Fähre vom Ballhaus Watzke zum Ostragehege, schaukelte über das Wasser. Elbkähne lagen vertäut an den Kaimauern des Hafenbeckens. Ein Raddampfer, gefährlich schwarze Rauchwolken ausstoßend, keuchte stromaufwärts, seine Schaufelräder quirlten weißen Schaum, die Bugwelle brach sich am Ufer. Ein Floß aus Böhmen manövrierte sich an dem fauchenden Koloß vorbei. Alles schien friedlich. Pieschen, ein Arbeiterviertel – heute eines der wenigen Dresdener Stadtgebiete, die das Flächenbombardement fast unbeschädigt überstanden –, erschien dem Kind großstädtischgeheimnisvoll und fremd. Der Rückweg führte an der Seite des Vaters zum Trachenberger Platz, an der Mälze vorbei, die jährlich mindestens einmal brannte. Solche Ausflüge, die nicht in die Dresdner Heide führten – der Wald war dem Kind ein langweiliger Greuel –, setzten sich fest im Bewußtsein und weckten erstes Fernweh, schmerzhafter als das nach den Plätzen und Gassen von Prag, Halle oder Rothenburg ob der Tauber, die auf den Kalenderblättern im »kleinen Zimmer« zu sehen waren.

Das Kind erwacht am Morgen in seinem Bett, eingehüllt in einen Nebel aus goldgrünem Licht, die Sonne hinter den Ahornblättern vorm Fenster. Auf der Straße unten zieht ein Rollwagen vorbei, klappernde Hufe. Ein BMW-Dixi bringt Lebensmittel ins Haus. Haus Jungborn. Goldener Honig aus der Lüneburger Heide, ein Zwiebelzopf. Der Geldbriefträger zählt der Mutter Silbermünzen mit dem Kopf Hindenburgs in die Hand. Mit dem Ziegenwägelchen kommt aus Boxdorf die alte Martha, Küchenabfälle sammelnd und nestfrische Eier bringend, auch Ziegenmilch für den, der sie mag.

Vor Wittigs Gemüseladen auf der Großenhainer Straße hält die grüne Marktbahn. Geduldig wartet dahinter die 6. Den Wilder-Mann-

Berg herunter marschiert eine Kompanie SS mit geschultertem Gewehr. Ein Offizier reitet auf einem braunen Pferd voraus, auf der Brust ein schwarzglänzendes Zeißglas. Argonnerwald um Mitternacht.

So ist die Welt in Ordnung. Das Kind darf bis zur Straßenbahnhaltestelle. Autos und Pferdefuhrwerke rollen vorüber. Die Amseln flöten in den Gärten der Bolivarstraße. Bei Fleischermeister Opitz wird ein Rind abgeladen, das sich verzweifelt gegen die Kraft seiner Mörder stemmt. Vergeblich. Die hohe Hoftür fällt zu. Das weitere entzieht sich den Augen des Kindes.

Das Kind überschreitet die ihm gesetzte Grenze und schiebt sich am Schaufenster von Schokoladen-Henker vorbei, der zwei gekreuzte Schwerter in seinem Wappen führt. Es geht am Laden von Friseur Rubner vorüber, dessen Scheren schmerzhaft ungeschärft sind, um einen Blick durch den Bretterzaun der Nutria-Farm von Herrn Förster zu werfen.

Herr Förster, pensionierter Beamter, ist ein ungeschlachter Mann, gewalttätig, wie es heißt. Man fürchtet ihn. Die Nager schwimmen lautlos im Becken oder sitzen, manierlich eine Möhre in den Vorderpfoten haltend, auf dem Beton hinter den Drahtnetzen.

Das Kind ist unzufrieden. Nichts an diesem Vormittag ist dazu angetan, den Schmerz zu stillen, der in ihm aufsteigt. Kein Pferd strauchelt auf dem Granit der Großenhainer Straße, kein Chauffeur steht bei aufgeklappter Kühlerhaube vor qualmendem Motor.

Dort, wo die Gärten aufhören und die Kronen der Friedhofslinden über die letzten Laubendächer ragen, pfeift ein Zug, der sich rasselnd entfernt. Die Glocke der Apostelkirche schlägt zehnmal. Vielleicht denkt das Kind: Wie langweilig ist es, ein Kind zu sein. Und es geht weiter auf dem Pfad, der durch die Gartenanlage führt und der als »Kein öffentlicher Weg« bezeichnet wird. Vielleicht, daß beim Wein-Emil ein Auto steht, von dem Kisten abgeladen werden. Herr Wein-Emil aber schneidet Rosen in seinem Garten und beachtet das Kind nicht im geringsten. Man könnte jetzt weitergehen und die Weixdorfer Straße überqueren. Dann steht man schon fast vor der Pforte in der Kirchhofsmauer. Ginge man dann, nicht ohne ein leises Grauen, zwischen den Grabsteinen, wäre man bald an der Eisenbahnunterführung und dann fast an den Stufen, die zur Katholischen Kirche auf der Rehefelder Straße führen.

Die Mietshäuser auf der Rehefelder Straße stehen streng, schweigsam und dunkel bis zum Sachsenbad. Bei Leder-Kühne – das wissen alle – läßt der Führer seine Ledermäntel arbeiten. Der Rehefelderplatz öffnet sich mit Grün und hellen Neubauten. Dann verdunkelt sich die

Straße wieder. Zwischen den steil aufragenden Dächern leuchtet das Blau des Himmels, von dem das Kind, das an den Häuserwänden entlanggeht, aber nichts zu sehen bekommt.

Es gibt wenige Geschäfte hier, die zum Betrachten ihrer Schaufenster einladen. So kann das Kind schneller gehen und vergessen, daß es die ihm gebotenen Grenzen längst überschritten hat. Doch das Kind denkt jetzt nicht an alle Verbote, die es schon kennt, und auch nicht daran, daß es noch mehr Verbote kennenlernen wird, wenn es im kommenden Jahr die Schwelle der 40. Volksschule auf der Aachener Straße überschreitet. Und es blickt jetzt auch nicht zurück, in die dunkle Straße hinein. Vorn, wo die Straße endet, ist es hell; ein großes Stück Himmel blaut dort, wo die Welt zu Ende ist oder beginnt. Und hätte jetzt jemand dem Kind tatsächlich gesagt, daß dort vorn die Welt zu Ende ist oder beginnt – das Kind hätte es sicher geglaubt und wäre zurückgeschreckt vor so viel Fremde und Unbekanntem. Aber die Fremde ist ohnehin gegenwärtig, und das Kind befindet sich mitten in ihr. Denn fremd ist ihm die Nähe der undurchdringlichen Häuser, fremd das Pflaster der hingebreiteten Straße.

Erst als sich klingelnd das Gelb einer Straßenbahn vor den Horizont des Kindes schiebt, erwacht es wieder aus seiner Befremdung und denkt für einen Moment, daß das da vorn schon die Leipziger Straße ist, und es erschrickt vor sich selbst.

Aber in einem Widerstreit zwischen dem, was verboten ist, und dem, was das Kind ersehnt, vertilgt das Ersehnte das Verbotene. Und indem es weitergeht, siegt die Sehnsucht über die Angst, die in ihm sitzt, auch wenn es weiß, daß das Verbotene mit der Gefahr im Bunde ist. Man öffnet nicht das Schränkchen in der Gartenlaube, in dem ein altes Gewehr aufbewahrt wird. Und man geht im Grundstück der Großmutter nicht dorthin, wo sich die Jauchegrube befindet, auch wenn das Geviert mit festen Bohlen gut abgesichert ist. Und man hat ja für all das Verbotene, das man beging, auch seinen Preis zahlen müssen, das wissen die kleinen, kaum sichtbaren Narben.

Aber die Anziehungskraft der nun schon nahen Ferne ist stärker als das Verbot. Der leise Schmerz in der Magengrube verwandelt sich plötzlich in ein Gefühl der Süße. Man muß nur noch das Wagnis bestehen, die verkehrsreiche Straße zu überqueren. Und schon erkennt das Kind hinter dem Geländer jenseits dieser Straße etwas, das es schon einmal gesehen hat, damals, als es an der Hand des Vaters hier stand. Über ferne Baumkronen ragt der seltsame Dom des Schlachthofes. Rauch steigt aus seinem Schornstein, der an einen Festungsturm erinnert.

Das Eigentliche jedoch ist noch verborgen. Nicht die Elbe, noch ihr jenseitiges Ufer ist sichtbar. Die Furcht, der Weg hierher könnte mit einer Enttäuschung enden, stellt sich ein, lautlos, mit weher Mattigkeit für Sekunden. Eine Lücke im rollenden Verkehr nutzend, läuft das Kind eilig über die Straße und steht schließlich dort am Geländer, vor seinen Augen das, was es ersehnt hat. Was sieht das Kind? Was zuerst?

Der Ort, wo es jetzt steht, ist noch heute, wo ich dies schreibe, unverändert vorhanden, doch soll seine Gegenwart uns hier nicht interessieren. Denn das Kind, das noch nicht lesen kann, kann auch nicht wissen, daß es jetzt gegenüber der »Hafenschenke« steht. Und es hat auch noch keine Begriffe für all die Schaluppen, Kähne und Zillen, die im schlauchigen Becken des Elbhafens liegen, sich wiegend und dümpelnd auf brackiger Brühe. Netze sind zum Trocknen aufgehängt, dort, wo der Pieschener Fährmann einen schwarz geteerten Kahn auf den steinigen Strand gezogen hat.

Die Elbe zieht grau und träge zwischen den Ufern dahin. Mit sanfter Linksbiegung an Öltanks und Kränen vorbei und zwischen den Hügeln hindurch, die blaugrau und grün von einer noch ferneren Ferne berichten.

Weiß das Kind, was es sieht? – Oder gilt seinen Augen nur, was jetzt nah ist und beinahe greifbar? Als eine Pyramide von Formen, Geräuschen und Gerüchen baut sich vor ihm auf, was seine Augen erfassen. Zwei Unruhen bewegen sich in ihm, gegeneinander: die eine bewegt von der Furcht, nicht alles sehen zu können, was sich vor ihm aufgebaut hat oder bewegt, die andere von der Angst, den Heimweg antreten zu müssen, zurück in die vom Grün begrenzte Alltagsheimat, ehe es alles gesehen hat, was es zu sehen gibt.

Jetzt aber sind die ihm verordneten Grenzen plötzlich ferngerückt. Offen liegt der Horizont, gegenüber, elbabwärts. Auch die Türme der Stadt sind zu sehen, die das Kind kennt und die es alle benennen kann: die Kuppel der Frauenkirche, die man den »Dom« nennt, der Rathausturm mit dem Goldenen Mann, das Ständehaus, das Georgentor, die Hofkirche, das Schloß und die Oper.

Immer, wenn das Kind mit der Mutter über die Augustusbrücke geht, wird es von dem dunklen Aufragen dieser Gebäude beängstigt. Durch das Georgentor und die Enge der Schloßstraße führt dann der Weg durch den Portikus am Centraltheater in die Prager Straße hinein. Jetzt aber sind die Türme fern und zart in einen bläulichen Dunstschleier gehüllt. So hat das Kind sie noch nie gesehen, daß es mit dem Finger auf sie deuten und sie zählen kann. Denn jetzt sind sie zusammengerückt, zusammengerückt zu einem Bild, das man sich einprägen

und mitnehmen kann. Fern ist die gestrige Qual, als man sich die Stellung der Uhrzeiger merken mußte oder links und rechts unterscheiden gelernt hat. Keine der üblichen Drohungen und keines der Verbote wären jetzt stark genug, das Kind zu erschrecken.

Und trotz der in ihm gegenläufigen Unruhen ist in ihm eine Gelassenheit, die es ihm erlaubt, alles in sich aufgenommene Wissen von gestern zu vergessen. In diesem Augenblick prägt es nur in sich ein, was jetzt gegenwärtig ist und sich später einmal als unwiederholbar und unwiederbringlich erweisen wird. Kein Vergleich mit anderen Flüssen, die andere Städte durchfließen, kann sich jetzt zwischen das Es des Kindes und die Dinge stellen, die es erblickt. Nichts weiß es von seiner Vergangenheit und nichts von der Zukunft.

Das Kind, das hier steht, und die Erwachsenen, die an ihm vorbeigehen und es nicht beachten, ahnen nicht, daß der Krieg, der bald in seinem zweiten Jahr steht, eines Tages die Türme heimsuchen wird. Und niemand, auch das Kind nicht, scheint die Männer zu beachten, die, bewacht von einem SS-Posten, in gestreifter Kleidung einen Kahn entladen. Der Wachtposten hat sogar einen Blick für das Kind oben am Geländer und ruft ihm etwas zu. Aber das Kind weiß mit dem Zuruf, den es nicht verstanden hat, nichts anzufangen, denn es gibt anderes, Wichtigeres.

Denkt es daran, auf einem der Kähne stromabwärts zu fahren, vorbei an Alt-Kaditz, dem Fischerdorf, das es kennt, und weiter, vielleicht bis nach Hamburg? Weiß es überhaupt etwas von Hamburg? Sah es das Bild seiner Schiffe, der Masten, der Kräne? Oder sah es ein Seeschiff den Strom heraufkommen? Hatte sein Bruder nicht erzählt, daß am Tag der Wehrmacht ein Schnellboot am Admiral-Spee-Ufer festgemacht hatte? – Nein, die Phantasie des Kindes war frei von derartigen Klischees. Es hätte ihm sicher genügt, mit der kleinen Dampffähre einmal über den Strom und wieder zurück gefahren zu werden. Das stille Strömen des Flusses, in sanfter Biegung vorbei an jenem Punkt, wo oben das Kind am Geländer steht, dort nämlich, wo die Treppe zur Anlegestelle der Fähre hinabzusteigen beginnt, hat seine Gedanken nicht in solche Fernen geführt.

Es weiß ja auch noch nichts davon, daß es später einmal Bücher lesen wird, in denen »Ferne« und »Freiheit« als sehr undeutliche Synonyme erscheinen werden. Es ahnt aber, daß es außerhalb der vom Grün begrenzten stillen Straßen noch etwas geben muß, das diese Stille und dieses Grün bedrohen kann.

Es weiß jedoch nicht, daß nicht einmal fünf Jahre vergehen werden, bis es wieder einmal hier stehen wird: am Nachmittag eines

15. Februar des Jahres 1945, als die jetzt vom zarten Dunst eines Früh-sommertages verschleierte Türme in einer Wolke aus Glut und Rauch verschwunden sein werden und dicker, schwarzer Qualm aus den Rümpfen der im Hafenbecken liegenden Zillen steigt.

Fragt der inzwischen erwachsen Gewordene heute das Kind, das sich noch immer in ihm verbirgt, so weiß er nicht, ob es seinen Antworten immer vertrauen kann. Aber der Erwachsene, der einmal das Kind war, das am Geländer des Hafens von Pieschen stand, erinnert sich an alles, durch das er bis heute mit diesem Stadtteil verbunden geblieben ist.

Da hat er einmal in der Hafenschenke zu einem Bier seinen ersten Korn gekippt. Und er hat Häfen gesehen, in denen die Welt endet oder beginnt, und an Flüssen gestanden, die andere Städte teilen. Da hatte er diesen Hafen hier fast schon vergessen, wenn er in dieser Stadt, in der noch immer stillen und grünen Straße, die alternde Mutter besuchte.

Und zwischen dem Kind, das hier am Geländer steht, und dem Erwachsenen, der sich jenes Tages hin und wieder erinnert, liegt dieser Frühling, der in einer Nacht im Februar begann, die einem Fastnachtsdienstag folgte. Da gab es Wagen, beladen mit Toten, die Chlorkalk bedeckte, Tiefflieger über einem Erzgebirgstal, in dem man das Kriegsende erwartete, nicht endende Züge gefangener Soldaten, russische Lieder, dorthin klingend, wo wieder die Gärten grünen, und fremde Soldaten, die Einlaß begehrten in die stillen Häuser der stillen Straßen. Es gab später Wachen vor einem schnell errichteten Stalin-Denkmal, und es gab einen Generalfeldmarschall, der einmal eine 6. Armee befehligte und im Garten einer Villa des Weißen Hirsch spazierenging, nachdenkend und schließlich an diesem Nachdenken sterbend.

All das ist wahr, und ich brauche nichts weiter darüber zu erzählen, denn es steht auf einem anderen Blatt.

Aber nicht auf diesem Blatt steht das Kind, das noch immer am Elbufer überlegt, wie es auf die Fähre gelangen kann, die zwischen dem Ballhaus Watzke und dem Ostragehege hin und her fährt. Hin und her. Soll es einen der Passanten ansprechen und um jene zehn Pfennige bitten, die man benötigt, um an Bord des kleinen Dampfers zu gelangen? Doch das ist nicht üblich und gehört zu jenen Verboten, mit denen man aufwächst. Das Kind sättigt seine Augen am Anblick des kleinen Dampfers, der unentwegt zwischen dem einen und dem anderen Ufer hin- und herfährt. Hin und her.

Leute mit Rucksäcken steigen die Treppe empor. Ein Mann führt eine Ziege am Strick. Denn es gibt in Alt-Pieschen noch Bauernhöfe

und ländliche Winkel. Handwagen werden die Rampe emporgezogen und -geschoben. Das alles gehört zu einem Alltag, über den das Kind nicht staunen kann. Es streift mit einem Blick die Wellblechwände des Pissoirs, das seinen Geruch mit dem des Teers und des brackigen Wassers des Hafens und dem des strömenden Wassers des Flusses vermischt. Das Kind weiß in diesen Minuten nicht, wie lange es schon an diesem Geländer am Elbufer steht. Hinter seinen Augen sind jetzt alle Bilder, die sich in dieser ihm unbekanntem Zeit dort gesammelt haben. Es weiß nicht, ob es die Bilder eines Traums sind, der sich fortsetzen wird, um irgendwo dort zu enden, wo der Fluß, immer breiter werdend, durch flaches Land strömt, wie es sich hinter Meißen, Seußlitz und Diesbar auszubreiten beginnt, vorbei an einsamen Baumgruppen und Gehöften, die sich immer weiter den Blicken entfernen, je mehr der Fluß sich zum Strom verbreitert.

Aber die Bilder, die das Kind jetzt in sich aufhebt, haben nichts gemeinsam mit jenen, an die sich der Erwachsene erinnert, wenn er die Worte »Pieschen« oder »Elbe« in sich aufruft. Eines Tages, nachdem der Krieg zu Ende ist, entdeckt der Junge, der nun beinahe schon kein Kind mehr ist, dieses Stadtviertel erneut für sich. Mit Freunden werden in einem Hof der Mohnstraße alte Fahr- und Motorräder zusammengeflückt. Unbeobachtet lassen sich aus der Gegend um den Hafen und aus dem Gelände des Güterbahnhofs Neudorf in den Winternächten Kohlen oder Kartoffeln beschaffen. Zigaretten und Feuersteine werden ertauscht und wandern von Hand zu Hand. Und mit der Fähre läßt man sich zum Ostragehege übersetzen, um sich im Schlachthof nach Freibankfleisch anzustellen.

Wenn das Jahr sich wendet und Weihnachten vor der Tür steht, bringen auch die von der Volkssolidarität und den Betrieben veranstalteten Weihnachtsfeiern keine Überraschung. Aus einer Wundertüte zieht man immer nur ein aus Pappe gestanztes Kleeblatt oder ein Glücksschwein, auf dem hohnlachend ein Schornsteinfeger reitet. Denn das wirkliche Glück – es bleibt aus.

Das Vergessen begräbt, was einmal ein wirkliches Wunder und ein Glück ohnegleichen gewesen war: jenen Tag nämlich, als das Kind in jedem möglichen Sinn seine Grenzen überschritten hat, heraus aus dem wohlbehüteten Zirkel von Kronen-, Reichenberger-, Marsdorfer- und Platanenstraße, dorthin hinüber, wo sich das Verbotene kräftiger erwies als die Furcht, die jeder Schritt ins Unbekannte – und sei dieser noch so klein – in sich birgt.

Nun hat das Kind diesen Schritt getan. Und es muß zurück über die Leipziger Straße, zurück einen Weg, der nun schon vertrauter und

sicherer scheint als vorher. Mit der weichenden Spannung weicht Schritt für Schritt auch die Angst. Der Weg durch den Friedhof wird ohne ängstliche Seitenblicke auf die steil aufragenden Monumente begangen. Erst hinter Wein-Emils Haus empfindet das Kind eine neue, bisher ungekannte Beklemmung. Es ist die Angst vor der Mutter, die den Ausflug nicht billigen wird. Und das Kind entdeckt für sich etwas Neues, bisher kaum Gekanntes: die Lüge.

Aber die Mutter stellt keine Fragen. Das Mittagessen steht noch auf dem Herd. Der Drahthaarterrier umspringt bellend das Kind, das nun auf einmal nichts mehr mit sich anzufangen weiß und eine unendliche Leere in sich aufsteigen fühlt. Es tritt auf die Veranda, um von dort auf die Straße zu sehen, auf deren Asphalt die Fahrradreifen der Schüler summen, die gerade aus den Schulen der Innenstadt nach Hause zurückkehren.

Sie kommen, einige in kurzen, schwarzen Manchesterhosen und in Braunhemden, auf dem linken Ärmel die Hakenkreuzbinde. Am Nachmittag werden sie mit Trommeln und Fanfaren durch die stillen, grünen Straßen marschieren, bis zum Schützenhof, wo dann später die Schüsse der Kleinkalibergewehre die Stille zerpeitschen.

Die SS-Kompanie, die jetzt den Wilder-Mann-Berg empormarschiert, singt wieder *Argonnerwald um Mitternacht*. Und das Kind geht in seinen Gedanken noch einmal durch die Rehefelder Straße, während sich vom Flughafen Klotzsche ein Fieseler Storch in den blauen Himmel schraubt.

Und die kleine Dampffähre gleitet zwischen Ballhaus Watzke und dem Ostragehege hin und her. Hin und her. Die 6 fährt in die Stadt, die es noch gibt, und über dem Ostragehege wird sich auch heute ein Abendhimmel ausbreiten, wie ihn Caspar David Friedrich gemalt hat, von dem das Kind noch nichts weiß; ein Abendhimmel, der, blickt man vom Pieschener Ufer auf die Höhen von Weistropf und Wilsdruff, an manchen Sommerabenden noch heute leuchtet.